

Predigt zur Jahreslosung 2020

Liebe Geschwister,

ein Jahr geht zu Ende – auch wenn ihr euch noch gar nicht danach fühlt, weil ihr, bis es endlich soweit ist, erst noch ein paar Tage Schule habt, dann die Weihnachtsfeier, dann nach Hause fahrt, den Baum schmückt, Geschenke auspackt, ganz viel esst... Und vermutlich noch so vieles mehr. Aber weil wir uns dank der Ferien und des Praktikums zumindest zum großen Teil sobald nicht wiedersehen, bekommt ihr die Predigt zur Jahreslosung für das nächste Jahr schon jetzt. Damit sind wir nicht nur wieder früher als alle anderen, die darauf wenigstens bis zum Neujahrstag warten müssen, wir können mittlerweile sogar von einer Tradition am MBS reden. Denn in diesem Jahr geschieht das schon zum zweiten Mal, was bedeutet, dass sich zwei Drittel von euch gar nicht mehr erinnern können, dass es jemals anders gewesen ist.

Kommen wir also zur Jahreslosung. Sie lautet: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben.“ Das ist sicher auf den ersten und zweiten Blick ein etwas ungewöhnlicher Vers, in dem Glaube und Unglaube nicht nur nebeneinanderstehen, sondern auch keinen Gegensatz bilden, weil man sich gleichzeitig zu beidem bekennt. Schauen wir uns also die Geschichte an, aus der unser Vers entnommen ist.

Wie Markus uns im 9. Kapitel seines Evangeliums berichtet, kam Jesus gerade vom Berg der Verklärung herunter. Unten im Tal trifft er auf seine Jünger, die sich gerade mit diversen Schriftgelehrten streiten. Auf Nachfrage stellt sich heraus, dass ein Vater seinen Sohn zu den Jüngern gebracht hat, damit die ihn heilen. Der Junge ist von einem „*sprachlosen Geist*“ (Markus 9,17) besessen, der dafür sorgt, dass das Kind immer wieder Anfälle bekommt, die auch gefährlich werden können. Der Vater ist verzweifelt – unter anderem deshalb, weil die Jünger versagt haben. Sie haben den Kranken nämlich nicht wie erhofft geheilt, sondern sind mit ihrer Kunst am Ende.

Und wie das so ist – ihr kennt das ja auch aus unserem Schulkontext – wenn die Schüler versagen, ist der Lehrer dran. So auch hier. Der Vater reicht den Vorwurf der „Heilungsinkompetenz“ ungebremst an Jesus weiter. „*Wenn du... etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns*“ (9,22), fordert er ihn auf. Jesus nimmt die Herausforderung an und gibt den Schwarzen Peter gleich wieder zurück. Markus schreibt: „*Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.*“ (9,23). Und damit wird aus einem Heilungsproblem ein Glaubensproblem.

Ich erzähle den Kontext unseres Spruches etwas ausführlicher, weil ich an dieser Stelle kurz innehalten möchte. Die Verbindung von Heilung und Glaube ist nämlich nicht exotisch, ich habe sie jedenfalls schon öfter gehört oder gelesen. Damit jemand geheilt werden kann, braucht er Glauben, höre ich zum Beispiel, oder entsprechend umgekehrt: Wenn jemand bei einem „allgemein anerkannten Heiler“ nicht geheilt wird, obwohl der mit aller Inbrunst gebetet hat, dann wird es wohl am mangelnden Glauben liegen. Glaube versetzt nämlich Berge, heißt es dann, oder wie hier bei Jesus: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.

Vermutlich ist da auch etwas dran, dafür sprechen jedenfalls Erkenntnisse aus der Psychologie. Tatsächlich werden Menschen eher gesund, wenn sie an ihre Heilung glauben, während umgekehrt die Leute, die sich aufgeben und sich jeden Gedanken an Heilung aus dem Kopf schlagen, eher krank bleiben. Es scheint also eine Verbindung zwischen Heilung und Selbstmotivation zu geben, die ist allerdings nicht ganz so einfach. Wer sich damit näher beschäftigen möchte, dem empfehle ich den Film „Little Miss Sunshine“, in dem es um einen erfolglosen Erfolgstrainer geht, der mit seiner Familie auf einen Schönheitswettbewerb fährt, an dem seine zwölfjährige Tochter unbedingt teilnehmen will. Die Schauspielerin ist begnadet, spielt aber ein Mädchen, das in kaum einer Hinsicht das dort erwartete Schönheitsideal verkörpert. Mit anderen Worten: Sie hat keine Chance. Und die Frage, die den

Film durchzieht, ist denn auch auf den verschiedenen Ebenen dieselbe: Kann man alles erreichen, wenn man nur will, und soll man deshalb Menschen motivieren, sich auch an das Unmögliche heranzuwagen? Oder wäre es besser, von vornherein auf so etwas wie Realismus zu dringen, damit Menschen nicht absehbar enttäuscht werden?

Alle Dinge sind möglich, dem der glaubt, sagt Jesus. Und damit scheint er sich auf die Seite derer zu schlagen, die im Glauben das Land der schier unbegrenzten Möglichkeiten sehen.

Aber ist es wirklich so einfach? Ich frage mich, ob wir diesen Satz überhaupt richtig verstehen können, weil wir ihn vermutlich eher auf dem Hintergrund eines von Technik geprägten Weltbildes hören. Ob das bei euch der Fall ist, könnt ihr übrigens relativ leicht herausfinden, wenn ihr einmal den Fragen nachgeht, die euch bei diesem Satz durch den Kopf gehen. Wenn ihr technisch denkt, dann fragt ihr vor allem nach dem *Wie*, nach der richtigen Methode, danach, *wer* glauben muss, ob das nur der Heiler ist oder auch die Person, die geheilt werden möchte. Ihr fragt, *was* geglaubt werden muss, welche Glaubenssätze müsst ihr unterschreiben können, wenn ihr geheilt werden wollt. Reicht es, allgemein an die heilende Kraft Gottes oder Jesu zu glauben, oder muss ich ganz konkret von meiner unmittelbar bevorstehenden Heilung überzeugt sein? Und *wie* sieht dieses Überzeugtsein aus? Soll ich die Glaubenssätze nur bekennen, für wahr halten oder muss ich wirklich von ganzem Herzen dahinter stehen? Und welches Gefühl sollte ich dabei empfinden?

So betrachtet, wird Glaube zu etwas Quantifizierbarem, also etwas, was man in unterschiedlichem Maße haben oder auch nicht haben kann. Bezeichnend finde ich dabei, dass der Glaube mit dem Unglauben korrespondiert: Je mehr Glaube da ist, umso weniger wird der Unglaube, und umgekehrt. Im Idealfall ist das wie bei einem Glas: Wenn jemand glaubt, ist es bis zum oberen Rand gefüllt, wenn man nicht glaubt, ist es leer. Je mehr Glaube, desto weniger Unglaube.

So eine Vorstellung lädt natürlich ein, Glauben technisch oder eben quantitativ zu verstehen. Glaube ist hier offensichtlich der Treibstoff, der die ganze Sache ins Rollen bringt. Wenn genug davon da ist, kommt die Heilung zustande, wenn noch etwas fehlt, wird eben nichts daraus. Wenn ihr so ein technisches Weltbild habt, wird euch deshalb die Frage nach dem Genug schon mehr als einmal beschäftigt haben. Ihr fragt dann wirklich wie bei einem Treibstoff: Habe ich genug davon, um das nächste Ziel zu erreichen? Und ist es auch der richtige Treibstoff, hat er genug Energie, um mich dorthin zu bringen, oder ist er durch irgendetwas verwässert?

Mit diesem technischen Verständnis ist übrigens auch eine ganz typische Frustration verbunden: Wenn es um ein Genug geht, das erreicht werden muss, also in unserem Bild vom „Glaubensglas“ vielleicht eine obere Markierung, dann spielt es überhaupt keine Rolle, um wie viel das Ziel verfehlt wurde, wenn es nicht erreicht worden ist. Es ist also egal, ob euer Glaubensbecher komplett leer ist oder ihr so viel zusammengelöffelt habt, dass ihr gerade eben das obere Drittel erreicht. Das Ziel ist verfehlt, es ist nicht genug.

Wenn ihr Glauben technisch versteht und er sich damit quantifizieren lässt, gewinnt am Ende also in der Regel der Unglaube. Denn selbst ein scheinbares Genug ist selten tatsächlich genug. Die Rechnung ist nämlich ganz einfach: Wenn euch nur ein voller Tank ans Ziel bringt, dann geht es eben nur mit einem vollen Tank – und dann bleibt ihr selbst mit einem zu vier Fünfteln gefüllten Tank auf der Strecke liegen. Mit dieser Logik produzieren wir also vor allem Unglauben, aber gerade nicht Glauben.

In dieser Zwickmühle scheint sich auch der Vater zu befinden, der in unserer Geschichte seinen Jungen zu Jesus gebracht hat, damit der ihn heilt. Er steht ja vor einem echten „Wann ist genug tatsächlich genug“-Dilemma. Weil sein Kind nach seiner Aussage bereits seit seiner Geburt krank ist, liegt vermutlich eine lange Geschichte vergeblicher Gebete um Heilung hinter ihm. Wahrscheinlich hat er einigermaßen regelmäßig dafür gebetet, vielleicht bei Wallfahrten zum Tempel in Jerusalem, vielleicht am Sabbat in der Synagoge, vielleicht sogar

jeden Abend vor dem Schlafengehen – also Hunderte, wenn nicht Tausende von Malen. Technisch betrachtet haben alle diese Gebete eins gemeinsam: Sie waren nicht genug, sie reichten nicht, sie haben den Becher nicht voll gemacht. Und dabei ist es wie gesagt völlig unerheblich, ob der Vater mit seinem Glauben noch an der alleruntersten Marke herumkrebst oder sich mittlerweile fast zur oberen Markierung hochgearbeitet hat. Es ist nicht genug, es reicht schlichtweg nicht.

So betrachtet kann einen Jesu Aussage, „Alle Dinge sind dem möglich, der glaubt“, nur in Verzweiflung stürzen. Und genau das scheint bei dem Vater des Kindes auch zu geschehen. Er schreit nämlich Jesus all sein Elend und seine Verzweiflung geradezu ins Gesicht, wie der Evangelist berichtet: „*Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube; hilf meinem Unglauben!*“ (9,24) Und dieser Schrei der Verzweiflung, dieses Stoßgebet, das eigentlich keins ist, das soll nun unsere Losung für das kommende Jahr werden.

Ich weiß nicht, ob ihr es gemerkt habt – aber dieser Satz kann nicht technisch verstanden werden, man kann ihn nicht im Sinne einer Methode interpretieren. Denn da macht er keinen Sinn. Wenn ihr noch einmal an das Glas denkt: Da kann man dem Unglauben nicht helfen, im Gegenteil, man muss ihn beseitigen. Wenn man Glauben als quantifizierbare Größe versteht, dann könnte der Vater so etwas ausrufen wie: „Ich glaube ja ein bisschen“ – also vielleicht wie hier, bis das Glas halbvoll ist – „schenke du mir den Rest!“

Genau das sagt er aber nicht, statt dessen bekennt er nicht nur seinen Glauben, sondern bittet Jesus auch seinem Unglauben zu „*helfen*“. Glaube und Unglaube müssen also zusammenhängen, ja, der Unglaube muss sogar so etwas wie die Vorstufe des Glaubens sein. Wenn man ihm hilft, wächst also der Glaube.

Wie das gemeint ist, können wir nur verstehen, wenn wir uns von den technischen Vorstellungen verabschieden, von all dem Fragen nach der richtigen Methode und dem Genug. Hier geht es nämlich um etwas, was uns aus dem zwischenmenschlichen Bereich bekannt ist, es geht um Vertrauen, um Liebe, um Hingabe. Bei all diesen Begriffen stellt sich die Frage nach dem Genug nicht. Entweder ich vertraue oder ich vertraue eben nicht, ich liebe oder ich liebe nicht, ich gebe mich hin oder halte mich zurück. Das bedeutet nicht, dass all das nicht unterschiedlich intensiv ausfallen kann, aber es gibt eben keine Schwelle, die man mindestens überschreiten muss, und auch kein Endziel, ab dem es insofern genug ist, als dass ein weiterer Einsatz überflüssig wäre. Vertrauen, lieben und hingeben kann man nämlich nie genug.

Die Illustration mit dem Glas ist deshalb grundfalsch, weil sie uns auf völlig falsche Gedanken bringt. Worum es wirklich geht, ist folgendes: Da kommt ein Mensch in einer Notlage zu einem anderen und vertraut darauf, dass der ihm heraushelfen kann. Glaube ist nämlich kein aktives Ergreifen von Möglichkeiten, die sich mir bieten, nein, es ist ein festes Vertrauen darauf, dass Gott mir helfen wird, dass er mich hält und trägt – gerade da, wo ich selbst keinen Halt mehr sehe. Oder um es mit unserer Geschichte zu sagen: Alles, was dem Vater bleibt, ist dieser Glaube. Verschiedene Wunderheiler hat er schon ausprobiert, Gebet scheint auch nicht zu funktionieren, selbst die Jünger Jesu haben versagt. Und auf sich selbst kann er sich ebenfalls nicht verlassen, er hat es nicht in sich, seinen Sohn gesund zu machen. Aber vielleicht, ganz vielleicht kann Jesus etwas tun. Und was das ist, hat er ja kurz zuvor schon gesagt. Er hofft auf Erbarmen und Hilfe.

So betrachtet, macht es Sinn, dass in unserer Jahreslosung sowohl vom Glauben wie vom Unglauben die Rede ist. Die beiden schließen sich nämlich nicht aus, sie bedingen sich auch nicht, sondern sie bilden ein Paar: Wer glaubt, wer vertraut, tut das nie hundertprozentig. Gerade bei großen Glaubensschritten schwingt immer ein Misstrauen mit, denn vielleicht ist Gott nicht so, wie ich es mir wünsche. Glaube ist deshalb auch nicht das Gegenteil von Zweifel, er ist keine unumstößliche Überzeugung, sondern ein ständiges Ringen mit dem Unglauben. Ich weiß aus tiefstem Herzen, dass Gott mich liebt und annimmt, dass er so auf meiner Seite ist, dass nichts uns jemals wieder trennen kann – und das bedeutet im konkreten Alltag, dass

ich mich in dieser Gewissheit immer wieder mit dem Zweifel auseinandersetzen muss, dem Unglauben, denn vielleicht, ganz vielleicht kann man Gott ja doch nicht so vertrauen.

Und der Unglaube ist vielleicht sogar berechtigt, denn wenn wir uns von einem technischen Verständnis verabschieden, dann lässt sich der Glaube nicht instrumentalisieren. Er ist kein Mittel zum Zweck mehr, keine Methode um sicher ans Ziel zu gelangen, sondern nichts weiter als ein schlichtes Vertrauen darauf, dass der andere es gut meint. In den Glauben eingeschlossen ist damit aber auch die Erkenntnis, dass Gottes Wege unergründlich sind, dass er häufig andere Pläne für mich hat als ich selbst, ja, dass er manchmal sogar ein anderes Verständnis davon hat, was gut für mich ist, als ich. Genau das ist ja auch der Grund für den Unglauben. Ich vertraue Gott, ohne aber gleichzeitig auch, dass er andere Ziele verfolgen könnte als mir lieb ist.

Auch das gehört übrigens zum Glauben. Wer die Gottesbeziehung als Mittel zum Zweck betrachtet, sei es für ein gutes Leben, gelingende Beziehungen oder was auch immer, kann daran zerbrechen, wenn Gott sich ganz anders verhält als erwartet und erhofft. Diese Form von „Glauben“ kann tatsächlich Schiffbruch erleiden, weil Gott scheinbar nicht richtig „funktioniert“. Beim wirklichen, echten Glauben ist das jedoch anders. Wenn Gott sich hier nicht so verhält wie erhofft und erwartet, geht der Glaube in die Klage, die in der Gewissheit geschieht, dass das Gegenüber, das wir anklagen, Gott selbst, es im letzten Sinne gut mit uns meint. Gerade das gibt ja unserer Klage die Kraft und die Hoffnung, Gott am Ende doch vielleicht noch eines Besseren zu überzeugen – gerade das tröstet uns aber auch mit dem Gedanken, dass wir vielleicht nicht alles verstehen, Gott es aber dennoch gut mit uns meint.

Das Ganze ist ein Prozess, der in die Selbsterkenntnis und damit in die Demut führt. Ich erkenne, wer ich wirklich bin und wie ich auch in der Gefahr stehe, selbst so etwas Wertvolles wie die Beziehung zum Schöpfer des Universums für meine Ziele und Zwecke zu instrumentalisieren. Mich wundert es deshalb überhaupt nicht, dass wir vom eigentlichen Glauben lieber die Finger lassen. Es ist kein schönes Gefühl, von einem anderen wirklich total abhängig zu sein, oder zu wissen, dass es schief gehen wird, wenn mir der andere nicht tatkräftig zur Seite springt. Das ist schon bei Menschen schlimm genug und bei Gott auch nicht besser. Aus diesem Grund sichern wir uns lieber ab und leben so, dass wir gar nicht erst in eine Situation kommen, in der wir uns hundertprozentig auf Gott verlassen müssten.

Und noch etwas anderes steht dem Glauben im Wege, ja vielleicht noch viel mehr als dieser Unglaube: Es ist die Angst, dass Gott sich nicht für uns interessieren könnte. Denken wir noch einmal an den Vater und sein krankes Kind zurück. Was hat Jesus davon, wenn er den Jungen heilt? Der Vater scheint keine wichtige Persönlichkeit zu sein, der Jesus in anderer Weise behilflich werden könnte. Und ob der Junge das Potential zum künftigen Gemeindeleiter in sich trägt, ist auch noch nicht ausgemacht. Bleibt also nur noch, ob Jesus die Jünger beeindrucken oder den Streit mit den Schriftgelehrten gewinnen möchte. Wenn Jesus all das egal sein sollte, sind Vater und Sohn tatsächlich nur noch auf sein Erbarmen angewiesen.

Merkt ihr etwas? Wir sind damit bei der zentralen Frage angelangt, mit der die Reformatoren gerungen haben. Es geht darum, wie der Glaube zu verstehen ist. Und vom Evangelium her ist sie eindeutig zu beantworten: Glaube ist das rückhaltlose Vertrauen auf die Liebe und das Erbarmen Gottes, eben auf das, was ich mir nicht in irgendeiner Weise verdienen oder sonstwie erwerben kann. Um das zu unterstreichen, haben die Reformatoren zwei weitere Glaubenssätze formuliert, die oft missverstanden werden. Der eine ist das Bekenntnis zur völligen Verlorenheit und Unwürdigkeit des Menschen. Hier geht es nicht in erster Linie um eine moralische Qualität, sondern schlichtweg darum, dass wir Gott im Gegenzug für sein Erbarmen nichts anzubieten haben. Das ist keine Beziehung, bei der Gott in irgendeiner Weise gewinnt – jedenfalls nicht in dem Sinne wie wir gewinnen, wenn wir eine interessante Person kennenlernen. Oder um es anders zu sagen: Durch sein Erbarmen erweitert Gott nicht seine

Möglichkeiten. Es ist allein Ausdruck seiner Hingabe. Er gibt sich für uns, obwohl er menschlich gesprochen nichts davon hat.

Um das zu unterstreichen, haben die Reformatoren als zweites von der Erwählung Gottes gesprochen. Sie besagt nichts weiter, als dass Gott uns bedingungslos liebt und das aus völlig freier eigener Entscheidung. Um das deutlich zu machen, wurde in der Erwählungslehre eine zeitliche Komponente eingeführt: Gott liebt uns schon lange bevor wir ihn zurücklieben können, vor aller Zeit, vor der Erschaffung der Welt, auf jeden Fall vor unserer Geburt. Vor unserem tatsächlichen Sein steht also die Liebe Gottes. Bevor wir überhaupt zu existieren angefangen haben, standen Gottes Liebe und seine Hingabe also schon unverrückbar fest. Und damit ist die Liebe Gottes tatsächlich Evangelium, also „gute Nachricht“, reiner Zuspruch.

In diesem Sinne verstanden kann unsere Jahreslosung zu einem Begleiter durch das Jahr werden, der nicht nur unser Glaubens-, sondern vor allem unser Selbstverständnis verändert und prägt. „Ich glaube“ – ich vertraue auf Gott; ich weiß, dass er mich liebt; dass er es gut mit mir meint; dass er mich annimmt, so wie ich bin; dass er sich meiner erbarmt, egal, was auch geschehen mag. „Hilf meinem Unglauben“ – und gleichzeitig sehe ich, wie schwer es mir fällt, an diese vollkommene Hingabe zu glauben; wie sehr ich Gott trotz allem misstrauere; wie sehr ich mich aber auch danach sehne, etwas aus eigener Kraft zu sein und nicht auf Erbarmen angewiesen zu sein. Hilf mir, diesen Unglauben, dieses Misstrauen, nicht einfach zu leugnen und beiseite zu schieben, sondern offen anzusprechen und anzugehen, denn nur so kann der Glaube wachsen.

In diesem Sinne wünsche ich uns für das kommende Jahr, dass wir mehr als einmal von ganzem Herzen ausrufen können: „*Ich glaube; hilf meinem Unglauben!*“ Und dass wir auch mehr als einmal erleben und erfahren, dass Gott für uns ist und uns bedingungslos liebt, so wie der Vater in unserer Geschichte sehen konnte, wie sein Sohn geheilt wird.

Gott segne euch. Amen.